

Universitätsspital – Von der Schwierigkeit, zwei Herren zu dienen

Ein Problem des Universitätsspitals (USZ) lässt sich schon an seinem Namen erkennen. Es hat zwei ganz unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen: Lehre und Forschung sollen betrieben und gleichzeitig Patienten behandelt werden. Spätestens wenn die beiden Herren, denen das Spital zu dienen hat, uneins sind – und das ist in Zürich seit Jahren der Fall –, geht das schief.

Anlass zur gegenwärtigen Besorgnis um das zentrale Zürcher Spital gibt die Berufung eines neuen Leiters der Klinik für Unfallchirurgie. Das ist einer der wichtigen Posten im Haus. Seit Jahren ist klar, dass die Klinik mit international gutem Ruf spätestens Ende August 2008 einen neuen Chef braucht, weil der bisherige, Otmar Trentz, in Pension geht. Das Resultat der Suche ist seit einigen Tagen bekannt: Es übernimmt Hans Peter Simmen, ein Schüler von Trentz, der seit elf Jahren die entsprechende Klinik des Spitals Oberengadin leitet. Die Umstände seiner Berufung sind allerdings ernüchternd: Weil auch nach jahrelanger Suche keine gute Lösung in Sicht war, kam Simmen von ausserhalb jeder Kandidatenliste zum Zug, wohl wegen seines bedeutenden Vorteils, auf seinem Aussenposten keinem der USZ-Granden auf die Füsse getreten zu sein.

EINE REIHE VON PANNEN

Gegen Simmen spricht einiges: Er hat wenig Erfahrung ausgerechnet mit den sehr schwer verletzten Patienten, welche sein Regionalspital jeweils schnellstmöglich nach Zürich verlegt. Er hat im Engadin kaum geforscht, und er ist mit 57 Altersjahren kein Versprechen für die Zukunft. Unbestritten ist gleichzeitig, dass Simmen etwas kann: Er steht im Ruf, das Handwerk der Notfallchirurgie zu verstehen, Management-Talent und aus jüngeren Jahren auch das Rüstzeug für erfolgreiches Forschen zu haben. Die Wahl ist vollzogen. Simmen hat die Chance, positiv zu überraschen.

Obwohl von Misstönen begleitet, wäre seine Berufung ans USZ kaum ein Thema, wenn es nicht eine ganze Reihe von gescheiterten Berufungen gegeben hätte. Nur ungern erinnert man sich an das Hin und Her um Zu- und Absagen des Herzchirurgen Thierry Carell, bei dem offensichtlich wurde, dass sogar die beiden Herrinnen über das Spital, Gesundheitsdirektorin Verena Diener und Bildungsdirektorin Regine Aeppli, nicht am gleichen Strick zogen. Auf der Urologie, der Dermatologie und der Neurologie scheiterten in den letzten Jahren Berufungen. Auch für Trentz war Ende 2007 eigentlich ein Nachfolger von internationalem Format gefunden und vom Universitätsrat gewählt worden, der aber entnervt aufgab, nachdem ihn auch der Spitalrat noch einmal hatte vortreiben lassen wollen; das Gremium hatte das Gefühl, gegenüber dem Universitätsrat zu kurz gekommen zu sein.

GEGENEINANDER AUSSPIELEN

Regierungsrat, Universitätsrat, Spitalrat, medizinische Fakultät, Spitaldirektion – sie alle reden mit, und es ist namentlich bei Berufungen, dem Kerngeschäft einer Spitalleitung, überhaupt nicht klar, wer das Sagen hat. Wesentlich verschärft wird das Problem noch durch die Tatsache, dass Chefärzte – Chirurgen vorab – sicher nicht leicht zu führen sind. Auch das belegt die Nachfolgeregelung für die Unfallchirurgie aufs Beste: Weil die Spezialisten, die in der Unfallchirurgie mehr Einfluss haben wollen, ihr Ziel spitalintern nicht erreichten, lobbyierten sie via Universität und fanden Gehör. Nichts gegen Mediziner, die ihre Ziele mit allen Mitteln zu erreichen versuchen: Trotzdem muss eine Instanz da sein, die entscheidet, wenn Meinungsverschiedenheiten den Betrieb zu bremsen drohen.

Alles andere schadet Zürich. Der Ruf des USZ leidet, was Folgen hat für die Qualität künftiger Bewerber. Auch die interne Loyalität schwindet: Wenn Chefärzte nach einer Wahl von einer «Provinzialisierung» des USZ sprechen und der Umgangston so schlecht wird, dass der Verband der Spitalärzte der Bildungsdirektorin gar die Fähigkeit abspricht, Berufungen durchzuführen, ist es höchste Zeit für eine Korrektur.

Von amerikanischen Zentren, die Spitzenkräfte verpflichten wollen, weiss man, dass von der ersten Kontaktnahme bis zu einem Entscheid mitunter bloss zwei Wochen vergehen. Die Zürcher Wahlgremien dagegen pflegen Bewerber mehrfach zu interviewen, obwohl das, was in Frage kommende Leute können, bestens dokumentiert ist.

TRÜBE BILANZ DES SPITALRATES

Zumindest hoffen konnte man auf den Spitalrat, der seit der Verselbständigung des USZ per 2007 dem Spital den Rücken stärkt. Seine bisherige Bilanz ist trüb: Er hat das Vertrauen der Chefärzte noch nicht gewonnen und trägt nachweislich die Schuld daran, dass man nicht früher einen Trentz-Nachfolger fand.

Verschiedene Verbesserungen sind denkbar. Erstens: Spitalrat und Universitätsrat bestimmen für die Kandidatensuche gemeinsam ein kleines Berufungsgremium, in dem die

wesentlichsten Kräfte rund um das USZ vertreten sind. Zwar gibt es auch heute schon Berufungskommissionen. Zahlreiche Beispiele belegen aber, dass diese zu wenig Kompetenzen haben. Spitalrat und Universitätsrat sollten zu Beginn eines Verfahrens zuhänden dieser Headhunter ihre Bedingungen formulieren. Dann wird gesucht, wobei Spital- und Universitätsrat zu Details nichts mehr zu sagen haben. Ihnen bleibt zum Schluss, zu den vorgeschlagenen Kandidaten Ja oder Nein zu sagen. Mehr nicht.

Zweitens: Die Ansprüche an Bewerber müssen auf ein realistisches Mass zurückgeschraubt werden. Die Chefärzte und Ordinarien sollen hervorragende Ärzte, überzeugende Manager, innovative Forscher und brillante Lehrer sein. Das ist etwas viel. Auch ein ansehnlicher Teil der amtierenden Chefärzte dürfte diesem zu hohen Anspruch nicht genügen. Niedrigere Ansprüche bieten die Chance, Bewerber zu finden, die zumindest auf einem Gebiet Ausserordentliches leisten. Sie sollten aber auch das Talent haben, neben sich die Leute zu beschäftigen, welche Lücken füllen.

Das führt drittens vielleicht in einen oder anderen Fach gar zur Einsicht, dass nicht mehr ein und dieselbe Person Klinikchef und Universitätsprofessor sein muss. Im Idealfall vermag ein Team aus einem Kliniker und einem

Professor bessere Resultate zu erbringen als ein letztlich überforderter vermeintlicher Alleskönner.

Im Übrigen gilt es wohl, Abstand zu nehmen von schwärmerischen Vorstellungen davon, was das Universitätsspital Zürich zu sein hat. Wenn es Zeiten gab, in denen sein Name international Beachtung fand und Mediziner von Weltruf hier ihre Fächer vorantrieben, so hat das auch einen historischen Hintergrund. Die Schweiz konnte Medizinern und Forschern im letzten Jahrhundert ein stabileres Umfeld und deutlich mehr Mittel zur Verfügung stellen als andere europäische Länder. Dieser Vorsprung ist geschrumpft, und aufs Gewinnen von privaten Forschungsgeldern verstehen sich andere Hochschulen offenbar mindestens so gut wie jene in der Schweiz.

Das alles kann nicht bedeuten, dass Zürich nicht weiter um Spitzenplätze in der Medizin kämpfen soll. Erfolge sind nach wie vor möglich. Zu denken ist an Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel und Biochemiker Hans Hengartner, die der Zürcher Immunologie zu Weltruhm verhalfen. Ihr Beispiel zeigt, dass die Nähe von Hochschulen und hochspezialisiertem Spital ein starker Trumpf ist. Allerdings: Auch diese Nachfolgeregelung stockte lange. Ein Grund mehr, die Reform der Berufungsverfahren rasch an die Hand zu nehmen.

bto.

Zürich wirkt wie ein Magnet

Warum es Jugendliche in die Stadt zieht – Gespräche an den Bahnhöfen Uster und Rütli

An Wochenenden führt die S-Bahn abends Tausende von Jugendlichen aus der Agglomeration nach Zürich. Die Stadt zieht sie wie ein Magnet an, obwohl in vielen Gemeinden intensiv Jugendarbeit betrieben wird. Ein Abend im Gespräch mit jungen Frauen und Männern an den Bahnhöfen Rütli und Uster zeigt, weshalb sie Zürich so toll finden.

ruck. An lauen Sommerabenden wird der Bahnhof Rütli zum Treffpunkt für Jugendliche. So auch an diesem Freitag um 20 Uhr kurz vor den Sommerferien. Ramona und Melissa stehen auf dem Perron und warten auf den Zug Richtung Zürich. Die 16-jährige Ramona muss in Rütli bleiben – Familienbesuch. «Früher sind wir noch nach Rapperswil gegangen am Abend, jetzt fahren wir immer nach Zürich, denn dort kennen wir viele Leute», sagt Melissa und streicht über ihr dunkel gefärbtes glattes Haar. Mit «früher» meint sie letzten Winter. Denn vorher durfte die 15-Jährige gar nicht lange ausgehen. Rütli sei einfach stier, hier gebe es keine tollen Bars. «Hier hat es nicht mal einen McDonald's», sagt Ramona. Wohin sie heute Abend genau gehen wird, weiss sie noch nicht. Das muss sie in der S-Bahn per Handy noch absprechen.

Hauptsache Spass – zu jedem Preis

Auf einer Bank an der Bushaltestelle sitzen zwei junge Frauen. Sie nippen an einer Flasche Litschi-Sekt und warten auf eine Kollegin, die sie hier mit dem Auto abholt. Beide sind 18 und können daher legal in alle Klubs. Das «Oxa» in Zürich sei zu ihrer zweiten Heimat geworden, sagt Martina. Tanzen, trinken, Leute kennenlernen – dies ist ihr übliches Abendprogramm an Wochenenden. Dafür in Rütli zu bleiben, kommt gar nicht erst in Frage. Martina hat für heute Nacht 90 Franken im Sack, ihre Kollegin Nina gut 200. Eintritte und Alkohol kosteten halt so viel. Hauptsache Spass, meint Nina. Sie gebe mehr Geld aus, als ihr Lehrlingslohn erlaube. «Dessen bin ich mir bewusst», sagt sie unbekümmert. Seit sie 15 Jahre alt ist, geht sie «in den Ausgang» – auch nach Bern oder St. Gallen. Die Leute in Zürich findet sie eingebildet. Sie schauten, ob man die richtigen Kleider trage, und tuschelten hinter dem Rücken anderer. Berner täten dies weniger, meint sie.

Ivo ist 19 und hat eben die Lehre als Spengler abgeschlossen. Zürich fasziniere vor allem wegen der Grösse, sagt er. Seinem Kollegen Michael gefällt es in Wald, wo er wohnt und arbeitet. Dort sei es friedlich am Abend, sagt er. Aber: «In Zürich hat es mehr Frauen, darum gehen wir da hin.» Fragt man am Bahnhof Rütli, welches die angesagten Orte in Zürich seien, so kommen immer wieder dieselben Antworten. «Für den Kindergarten ist es der Klub Xtra», sagt ein 17-Jähriger mit akkurat gestyltem Haar. Er tanze gerne und gehe daher ins «Q» oder in den «Oxa»-Klub. Die Seepromenade und die China-Wiese stehen ebenfalls hoch im Kurs. Dort sei es gemütlich, man lerne neue Leute kennen und könne trinken und rauchen.

Die Stadt Zürich scheint auf Jugendliche wie ein Magnet zu wirken, obwohl in vielen Gemeinden Jugendarbeit betrieben wird. Gemäss einer Studie von Okaj, der Dachorganisation der



Beim Zürcher Bahnhof Hardbrücke: Jugendliche aus dem Umland auf dem Weg in die Stadt. CHRISTIAN BEUTLER

Jugendarbeit im Kanton, haben 63 Prozent der Zürcher Gemeinden die Jugendarbeit mit einem schriftlichen Konzept geregelt, bei 40 Prozent ist sie in die Gemeindeordnung integriert. Den Jugendlichen fällt es schwer, die Faszination der Stadt zu formulieren, die bis zu 40 Minuten S-Bahn-Fahrt entfernt von zu Hause liegt. Der Reiz der Vielfalt an Angeboten – auch wenn diese nicht genützt werden – scheint entscheidend zu sein.

Grund für die Fahrt nach Zürich sind oft auch die Kontakte, die über die Berufsschule oder das Gymnasium mit Jugendlichen aus anderen Gemeinden entstanden sind. Sie wollen auch am Wochenende gepflegt sein. Die Untersuchung der Fachstelle Okaj hat ergeben, dass über den gesamten Kanton gesehen lediglich ein Fünftel der Jugendlichen in der offenen Jugendarbeit der Zürcher Gemeinden über 17 Jahre alt sind. Die Angebote sind vor allem auf Kinder und Jugendliche zwischen 11 und 16 Jahren ausgerichtet. Mit dem Übertritt in die Lehre oder das Gymnasium ändern sich die persönlichen Interessen. Die Kinos in Wetzikon oder Rapperswil sind plötzlich

weniger attraktiv als jene in Zürich. Zusätzlich besteht nach dem 16. Geburtstag die Möglichkeit, legal Alkohol zu konsumieren und in bestimmte Klubs in der Grossstadt eingelassen zu werden.

Einen anderen Grund, «in die Stadt» zu gehen, haben die drei 13-jährigen Knaben, die sich an diesem Sommerabend kurz vor 22 Uhr an der Bushaltestelle des Bahnhofs Uster aufhalten. «Am Samstagnachmittag gehe ich mir im Niederdörfli jeweils neue Schuhe oder Hosen kaufen», sagt Timo. Seine Kollegen wohnen alle in Uster. Er brauche nicht nach Zürich zu fahren, um auszugehen. Am Abend hänge man vor dem Migros oder aber beim McDonald's herum.

Aus Geldnot am Bahnhof hängen

Während eine Gruppe frischgebackener Maturandinnen mit einer Champagnerflasche in den Zug steigt und berät, in welchen Klub sie zur Feier des Tages gehen solle, hat sich bei der Unterführung am Bahnhof Uster eine Gruppe von einem Dutzend Jugendlichen – vornehmlich Männer – formiert. Der Stadtpark sei wegen der Dealer von der Polizei «kaputt» gemacht worden und im Zeughaus hielten sich nur ältere Jugendliche auf, sagt ein 17-Jähriger. Zuerst will sein Altersgenosse Furkan nicht glauben, dass die Journalistin keine verkleidete Polizistin ist. Doch dann beginnt Furkan zu erzählen: «Wissen Sie, in Zürich kosten einfach alle Klubs so viel, ich habe das Geld nicht», sagt er. Er sei im 10. Schuljahr und bekomme auch von den Eltern kein Geld. Furkan will an diesem Abend trotzdem noch ins Langstrassenquartier. Die Stimmung dort gefalle ihm, und er lerne neue Leute kennen in den Bars im Kreis 4. Sein Kollege Patrick will ihn begleiten. Auch er hat nicht viel Geld, weiss sich jedoch zu helfen: «Sehen Sie, wie man Geld macht?», sagt er und schiebt gegen einen Fünfliber ein Päckchen getrockneter Hanfblätter an den Jugendlichen weiter, der neben ihm steht. Er selber kiffe nicht, das Geld gebe er für die Zugfahrt nach Zürich und den Drink in einer Bar aus, versichert er.

Serie «Lebensraum Agglomeration – Einblicke in die Vorstadt» (2)

zz. Der Begriff «Agglomeration» ist negativ besetzt. Doch wohnt mittlerweile die Hälfte der Schweizer Bevölkerung in Vorstädten, die ihren ursprünglichen dörflichen Charakter mehr und mehr verlieren. In einer Serie thematisiert die NZZ Innensichten aus der Zürcher Agglomeration. Wie erleben die Bewohner ihr Wohnumfeld? Was fehlt ihnen? Was tun sie, was unternehmen die Behörden zur Stärkung der Identität? Anhand von Schauplätzen und Beispielen werden Antworten auf solche Fragen gesucht. Bereits erschienen: «Weder Stadt noch Land – Die Agglomeration ist entstanden, obwohl sie niemand gewollt hat» (NZZ 15. 7. 08).

INHALT

Kinder entwerfen Spielplatz
In Leimbach haben Kinder ihre Vorstellungen von einem perfekten Spielplatz umgesetzt. 50

Sara und David auf Platz 1
Die beliebtesten Vornamen für Neugeborene im Kanton Zürich waren 2007 Sara und David. Immer beliebter sind ganz kurze Namen. 51

«Forderungen der Künstler steigen»
André Bechir, Chef von Good News, über das florierende Konzert-Business in Zürich und anspruchsvolle Künstler. **Zürcher Kultur 52**